

Willi Hirdt (Hrsg.) – *Romanistik. Eine Bonner Erfindung. Teil I: Darstellung. Teil II: Dokumentation* (Academica Bonnensia. Veröffentlichungen des Archivs der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Band 8/I, II). Bonn, Bouvier, 1993. 1227 Seiten.

Das monumentale Werk, über das hier zu berichten ist, wird jeden Romanisten bewegen, der es zur Hand nimmt. Es schildert in zuweilen ergreifender Weise Leben und Werk von Friedrich Diez (1794–1876), Wendelin Foerster (1844–1915) und Heinrich Schneegans (1863–1914) und beschreibt so in der Tat die „Erfindung“ und allmähliche Institutionalisierung einer Wissenschaft, die ohne Diez undenkbar ist¹. Die Frage, was von dieser das Fach noch immer beeinflussenden Tradition zu halten ist, durchzieht das Werk, auch wenn sie nur im Vorwort ausdrücklich gestellt und entschieden beantwortet wird. Ein Romanist, der das Werk durcharbeitet oder auch nur in ihm schmökert, muß sich fragen, wie er nunmehr zu den Dingen steht, mit denen er in seinem Studium ehrfürchtig umzugehen gelernt hat. Diesbezüglich bedauert man natürlich, daß die Bonner Romanistik nach Schneegans, welche die „Bonner Erfindung“ ja in symptomatischer Weise fortsetzte und nicht weniger zu einer distanzierten Auseinandersetzung einlädt, nicht in ähnlicher Weise behandelt werden konnte². Die Darstellung wird durch zahlreiche bisher unbekannte oder nur schwer zugängliche Dokumente ergänzt. Sie enthält auch, zusammengestellt von Barbara Jaster, für die Zeit von 1818–1916 eine Liste der Bonner romanistischen Lehrveranstaltungen und Doktorarbeiten³. Den Friedrich Diez gewidmeten Teil des Werkes (etwa 100 Seiten Text, etwa 450 Seiten Dokumentation) erstellte Richard Baum. Willi Hirdt behandelt Wendelin Foerster auf etwa 90 Seiten (+ etwa 150 Seiten Dokumentation). Der

¹ Diez lehrte in Bonn von 1822 bis 1875 (S. 96, 97). Sein ab 1876 in Bonn tätiger Nachfolger Foerster wurde 1908 (S. 143, 209) emeritiert. Schneegans wurde noch im gleichen Jahr zu seinem Nachfolger ernannt (S. 284).

² In Anbetracht des Traditionsbruchs, der uns von den großen Leistungen der Vor-Bonner Romanistik trennt, ist deren Vernachlässigung in dem Werk über die „Bonner Erfindung“ vertretbar (vgl. S. 123 f.). – Zur Bonner Romanistik nach 1914: Den Lehrstuhl von Schneegans übernahm 1915 Wilhelm Meyer-Lübke, dem 1929 Ernst Robert Curtius folgte, in dessen Umkreis der Rohlfs-Schüler Heinrich Lausberg ebenfalls der Bonner Romanistik zugerechnet werden kann. Bevor 1954 Harri Meier den Lehrstuhl von Curtius übernahm, wurde er 1951 bis 1954 durch Fritz Schalk vertreten. Meiers Lehrstuhl ging 1974 an Heinz Jürgen Wolf. Das 1960 geschaffene zweite Ordinariat wurde nach Karl Maurer 1967 von Eberhard Leube übernommen, das 1962 eingerichtete dritte Ordinariat 1971 nach Wolf-Dieter Stempel von Wolf-Dieter Lange. Dazu kamen 1968 ein vierter Lehrstuhl, den nach Hans Hinterhäuser seit 1973 Willi Hirdt inne hat, und 1969 ein mit Rafael Gutiérrez-Girardot besetzter hispanistischer Lehrstuhl. Die wechselvolle Geschichte der Bonner Romanistik im letzten Jahrzehnt soll hier nicht nachgezeichnet werden. Quelle: Zentrale Studienberatung der Universität Bonn (Hrsg.), *Studienführer Romanische Philologie* 1984, S. 6 f. – Die hervorragende Ausstellung über die Bonner Romanistik, die 1976 von der Universitätsbibliothek Bonn unter der Leitung von Doris Pinkwart zusammengestellt wurde, ging weit über die bei Hirdt u. a. behandelte Epoche hinaus, enthielt aber auch für sie wohl manches, was jetzt nicht mehr aufgegriffen wurde.

³ Die Habilitationen fehlen. – Man bedauert auch das Fehlen von Indizes und Tabellen, v. a. zu Leben und Werk der Protagonisten. Der Versuch, dem Werk „eine branchenunübliche Farbigkeit zu verleihen“ (S. 39), mindert zuweilen seine Übersichtlichkeit.

von Birgit Tappert erarbeitete Teil über Heinrich Schneegans hat etwa den gleichen Umfang.

Baums Äußerungen zu Diez beginnen sehr unkonventionell. Er läßt den 77jährigen Diez am Abend des 13. Januar 1872 in einer Ich-Erzählung auf sein Leben zurückblicken⁴. Ausgangspunkt ist der provenzalische Text, den Adolf Tobler Diez zum 50. Doktorjubiläum widmete. Diez erscheint als Gelehrter, der seine Inspiration der romantischen Bewegung verdankt, selbst passabel dichtete⁵ und als Übersetzer bzw. Nachdichter Bedeutendes leistete⁶. Curtius' Bild von einem resignativen und planlosen Diez wird S. 87 ff. überzeugend zurückgewiesen. Zutreffender ist wohl die Vorstellung von einem Wissenschaftler, der als „autodidacte obstiné“ sein Fach erfindet, dies durch große Publikationen kundtut und darüber mitnichten zum kauzigen Einsiedler wird. Im Gegensatz zu einer verbreiteten Meinung offenbaren Baums Darstellung und die von ihm veröffentlichten Dokumente, nicht zuletzt in der umfangreichen Korrespondenz, einen zwar kränklichen und sehbehinderten, aber urbaner Kontakte durchaus fähigen Diez. Die S. 98 f. nach Breymann verzeichneten, oft nicht zustande gekommenen Lehrveranstaltungen erinnern daran, daß Diez bis zuletzt (S. 102) auch als Germanist lehrte. Am häufigsten wurde Italienische Grammatik angekündigt (69mal in 107 Semestern). Auch persönliche Affinitäten sind erkennbar, etwa zu Dante, Camões oder Calderón (21mal angekündigt, der *Cid* dagegen nur einmal). Die S. 897 ff. wiedergegebenen Notizen zu einem Dante-Kolleg lassen die geistesgeschichtliche Kompetenz von Diez ebenso erahnen wie seine eigentümliche, letztlich auf Zurückhaltung gründende Effizienz als Hochschullehrer. Verdienstvoll ist auch die Erinnerung an Diezens Kollegen in der Bonner Romanistik⁷. Baums Satz „Mit französischer Grammatik hat Diez sich nie befaßt“ (S. 99) hätte klarer von der auf der vorausgehenden Seite zitierten Angabe Breymanns abgesetzt werden müssen⁸. Auch die zum Gemeinplatz gewordenen Klagen über Diezens mangelhafte Französischkenntnisse bedürfen der Nuancierung. „Ich spreche kein Französisch“ (S. 8, vgl. S. 104 f.) ist im Bürgertum des 19. Jhd. eine Hyperbel, die heute ebenso mißverstanden werden kann wie die auf das Jahr 1815 bezogene Formel von „Köln mit seinem hochragenden Dom“ in Diezens Lebensrückblick (S. 52).

In Hirdts Arbeit über Foerster beeindruckt die Verschränkung zeittypischer und individueller Züge in Leben und Werk von Diezens Nachfolger. Als deutschsprachiger Böhme

⁴ „Jedes Detail [...] erhebt den stets kontrollierbaren Anspruch auf uneingeschränkte Authentizität“ (S. 39).

⁵ Vgl. S. 499 ff. sein handgeschriebenes „Reimbuch“: „Die Griffspuren [...] erlauben den Schluß, daß es eifrig benutzt wurde.“

⁶ Im Gegensatz zu Tobler und Gaston Paris (S. 715 f.) verzichtet Baum (S. 53) darauf, dem Treffen mit Goethe im April 1818 besonderes Gewicht zuzuschreiben und den berühmten, von Diez als Kostbarkeit aufbewahrten Zettel zu erwähnen, auf dem ihm Goethe den Titel von Raynouards *Choix des poésies originales des troubadours* notierte. Vgl. Edmund Stengel, *Erinnerungsworte an Friedrich Diez* 1883, S. 22 f. – Diez spricht in einer Schilderung des Treffens vom „dämonisch abstoßenden und anziehenden Wesen“ Goethes (S. 716).

⁷ „Vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen“ hörten Tobler, G. Paris und Breymann beispielsweise nicht beim „Begründer“ der romanischen Philologie, sondern bei Delius“ (S. 101).

⁸ Breymann verzeichnet in der S. 98 f. wiedergegebenen Liste 26 Vorlesungen zur französischen Grammatik. Seine Vorlesungsliste stimmt nicht mit der bei Hirdt u. a. S. 321 ff. veröffentlichten Liste überein. Vgl. Hermann Breymann (Hrsg.), *Friedrich Diez' kleinere Arbeiten* [...] 1883, S. 326 ff. – NB.: Es gibt Schulgrammatiken des Französischen, die sich auf Diez berufen. Baum nennt sie unter dessen Werken (S. 82 f.). – Zum Französischunterricht am Bonner Gymnasium zur Zeit von Diez sei verwiesen auf Helmut Kötting, „Sein demäng matäng, la batalch war entsetzlich“, in Kollegium des Beethoven-Gymnasiums Bonn (Hrsg.), *Jahresbericht 1988/89*, 1989, S. 55 ff. Es geht um K. M. Kneisel (1794–1872), der vielleicht trotz allem ein überdurchschnittlicher Französischlehrer war: Er besuchte in der Franzosenzeit das Bonner Lycée impérial, hatte eine Französin zur Frau und erhielt zum 50jährigen Dienstjubiläum 1864 von der Philosophischen Fakultät die Ehrendoktorwürde. Hirdt u. a. erwähnen ihn nicht.

in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, dem kirchlichen Schulwesen anvertraut, das dort Gelernte im Studium der klassischen Philologie nutzend, Lehrer in Brünn und Wien⁹, externe Promotion in klassischer Philologie in Freiburg im Breisgau 1872, Urlaub aus dem Schuldienst zur Vorbereitung einer romanistischen Habilitation (Edition einer altfranzösischen Fabelsammlung), ab etwa 1870 immer wieder beschäftigt mit Fragen der Chrétien-Edition, wobei er widerstrebend erkennen muß, daß die Editionsprinzipien der klassischen Philologie auf altfranzösische Texte nicht anwendbar sind. Habilitation in Wien 1874, Extraordinarius in Prag, ebendort Ordinarius 1876. Im gleichen Jahr 32jährig nach Bonn berufen. Kaum dort angekommen, klagt Foerster seinem Freund Suchier, daß Bonn „sehr theuer, sehr vornehm sei u. daß hier der Geheimrat heerdenweise auftrete [...] Ich wäre ebenso nach Buxtehude gegangen, vielleicht noch lieber, weil mir nicht der Schatten eines großen Vorgängers die Ehre unverdient erscheinen ließe“ (S. 159). Hirdt hat zweifellos recht, wenn er hier den Schlüssel zu Foersterns Bonner Jahren sieht. Das Ringen mit materiellen Problemen und die Obsession, er müsse sich des Vorgängers würdig erweisen, haben Foerster krank gemacht, aber seine Energie nie gebrochen. Zur materiellen Lage nur zwei Verweise: (1) Als der zu deren Besserung sehnlichst erwartete Ruf¹⁰ (Leipzig 1890) endlich kommt, ist das Angebot so dürftig, daß Foerster *malgré lui* in Bonn bleibt (S. 161). (2) Zur Entscheidung über eine Beihilfe zu einer Badekur rät der preußische Kultusminister 1899 der Universitätsverwaltung, sich „wenn irgend möglich“ Kenntnis von Foersterns Steuererklärung zu verschaffen¹¹. – Die Art, wie Foerster mit dem Erbe Diezens umgeht, ist auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht bemerkenswert. Der Versuch, in einer europäischen Gemeinschaftsaktion eine Überarbeitung der Diezischen Grammatik herauszubringen, scheitert kläglich (S. 161 f.). Der unermüdliche Kampf um die Einrichtung eines romanistischen Instituts hingegen ist schließlich erfolgreich (S. 162 ff.). Als Seele des Diez-Kultes tritt Foerster v. a. 1894 bei den heute unvorstellbaren Feiern zum 100. Geburtstag Diezens hervor (S. 166 ff.). Er versteht es, seine Begeisterung den als Neuphilologen korporationsmäßig organisierten Studenten weiterzugeben¹². Anders als Diez ist Foerster immer wieder, trotz und teilweise auch wegen seiner Krankheiten, in der Romania unterwegs (S. 197 ff.). Seine vielfältigen Aktivitäten und seine Aufgeschlossenheit für Neues¹³, nicht zuletzt auch im neusprachlichen Unterricht der Schule (S. 179 ff.), hindern ihn nicht daran, unermüdlich an Chrétien weiterzuarbeiten. G. Paris nennt diesen Teil seines Werkes schon 1902, zwölf Jahre vor dem Erscheinen von Foersterns noch heute benutztem Chrétien-Wörterbuch, „un véritable monument“ in der Erforschung dieses Autors (S. 196).

Birgit Tapperts Arbeit zu Heinrich Schneegans war für den Rez. die wichtigste Entdeckung in dem zu besprechenden Werk. Seit der Ausstellung von 1976 (vgl. hier Anm. 2)

⁹ Damals scheint Foerster auch die noch immer aktuelle Frage einer Öffnung des Lateinunterrichts auf die romanischen Sprachen beschäftigt zu haben (S. 155, 180).

¹⁰ „Ach Ruf! Ruf! Ruf! Mir wäre bereits mit 500 M. plus auf e. Reihe v. Jahren gedient.“ An Suchier 3. 12. 89 (S. 161). – Foerster hat fünf Kinder (S. 160).

¹¹ Obwohl aus der Mitteilung des Finanzamtes an die Universität hervorgeht, daß Foerster Vermögens-einkünfte, die etwa einem Drittel seiner Dienstbezüge entsprechen, deklariert hat, schildert dieser seine Situation in den schwärzesten Farben (S. 978 ff.).

¹² Unter seinen knapp 70 Doktoranden (S. 175, Diez hatte fast keine, S. 101) ist auch Luigi Pirandello, der über seine sizilianische Heimatmundart arbeitete (S. 176). Auch der große Sprachdidaktiker Philipp Aronstein hörte bei Foerster. Vgl. die Wiedergabe einer Seite aus seinem Studienbuch mit Testaten Foersterns bei Reiner Lehberger, *Philipp Aronstein 1862–1942*, 1988, S. 10.

¹³ Sein französischer Schüler und späterer Kollege Gaufinez promoviert bei ihm schon 1894 über die Sprache von Zola in dem 1893 erschienenen *Docteur Pascal* (S. 179). Foerster läßt sich bei Rousset in die Experimentalphonetik einführen und erörtert mit seinem Kollegen Heinrich Hertz die Arbeiten des Franzosen (S. 182). Er hospitiert in Frankfurter Reformgymnasien (S. 182) und tritt auf Neuphilologentagen als gewandter, fast demagogischer Diskutant auf (s. z. B. S. 1048 ff.).

war ihm Schneegans' Auftritt als Prof. Ocanve bei der Rektoratsfeier von 1912 (S. 233 f.) im Gedächtnis. Doch hielt er sein Œuvre für eher bescheiden¹⁴, seinen Schüler M. L. Wagner (S. 281) für bedeutender als den Lehrer. Trotz vielfältiger biographischer Beziehungen zum Elsaß und trotz seines didaktischen Engagements war dem Rez. Schneegans als klarblickender Elsässer (1) und kluger Kämpfer für eine Reform des Romanistikstudiums (2) unbekannt geblieben. Ad 1: Schneegans entstammt der protestantischen Straßburger Oberschicht. Die mit der Geschichte des Elsaß eng verbundene politische Karriere seines Vaters endet damit, daß dieser im konsularischen Dienst des Deutschen Reiches kaltgestellt wird (S. 239 f.). Schneegans widmet ihm vor seinem Tod als Abschiedsgeschenk ein bemerkenswertes elsässisch-französisch-hochdeutsches Theaterstück *Der Pfingschmondâa vun hitt ze Dâa* (1899; S. 258 ff., 1181 ff.), das für ein elsässisches Publikum den Status der Region nicht weniger luzide darstellt als der Aufsatz „Die gegenwärtige Stimmung des Reichslandes“, den Schneegans 1900 in Hamburg veröffentlichte (S. 262, 1198 ff.). Die „reichsdeutschen“ Leser müssen dort erstaunt erfahren, wie groß im Reichsland die Distanz zum Reich ist¹⁵. Ad 2: In der sog. neusprachlichen Reformbewegung stand Schneegans dem oben erwähnten maßvollen (im bayerischen Schulwesen und durch seine Lehrwerke aber um so einflußreicheren), in München lehrenden Hermann Breymann näher als dem entschiedener auftretenden Marburger Wilhelm Viëtor, der heute als Repräsentant der Bewegung bekannter ist¹⁶. Doch auch Schneegans mußte sich von Foerstlers Freund Suchier vorwerfen lassen, er wolle „die Wissenschaft todt machen“, und litt unter diesem Vorwurf (S. 301, 1095 f.). Schneegans' Leben und Werk wie ein Leitmotiv durchziehendes Engagement für eine bessere Französischlehrerausbildung an der Universität wird erstmals faßbar in der Straßburger Vorlesung „Die Reformbestrebungen im französischen Unterricht“ vom Wintersemester 1897/98 (S. 299). Es ist bezeichnend, daß er damals in einem Brief an seinen Freund Ph. A. Becker für einen verstärkten *wissenschaftlichen* Unterricht des Neufranzösischen eintritt, der nicht nur Sache von Lektoren sein könne (S. 299, 1086). Schneegans widersetzt sich damit einer heute noch nicht überwundenen Unterscheidung,

¹⁴ Aus herkömmlicher Sicht sind zu nennen die Straßburger Dissertation über sizilianische Dialekte (1888), die ebendort vorgelegte Habilitationsschrift *Geschichte der grotesken Satire* (1894) sowie Arbeiten zu Molière und zur Edition des altfranzösischen Alexanderromans. – Pirandellos Dissertation (vgl. hier Anm. 12) äußert sich kritisch zu jener von Schneegans. Dessen Rezension reduziert die Studie des Sizilianers „auf die Korrektur der Irrtümer seiner eigenen Dissertation“ (S. 249 f.).

¹⁵ Vgl. auch S. 1168 ff., 1208 ff. – Schneegans war überzeugt, sich mit dem *Pfingschmondâa* einen Platz in der elsässischen Theatergeschichte verdient zu haben (S. 260 f.). – Zum Eintreten des erst 1877 ins Elsaß versetzten Vaters von E. R. Curtius für die Aufführung des *Pfingschmondâa* vgl. S. 259 und Birgit Tappert, *Heinrich Schneegans und die beiden Curtius*, in Richard Baum u. a. (Hrsg.), *Lingua et traditio, Festschrift H. H. Christmann*, 1994, S. 501 ff. – Auch G. Gröber, der aus Leipzig stammende Straßburger Lehrer von Schneegans, verfaßte elsässische Dialektstücke, vgl. Tappert ebd. S. 512. – Schneegans übernahm E. R. Curtius nach Gröbers Tod als Habilitand (S. 297), veranlaßte ihn zugleich aber, vor der Habilitation ein Probejahr als Gymnasiallehrer abzuleisten (Tappert, *FS Christmann* S. 503, 512).

¹⁶ Nur H. H. Christmanns Schüler wissen es noch: Die nach 1968 in ganz bescheidenem Umfang am Rande der deutschen Romanistik institutionalisierte Sprachdidaktik stand zwischen 1880 und 1910 fast im Mittelpunkt romanistischer Forschung und Lehre. Besondere Didaktikprofessuren waren beinahe unnötig. Ob dieses goldene Zeitalter je wiederkehrt? – Breymann ist der Nachwelt v. a. als Chronist der Reformbewegung im Gedächtnis geblieben, die für ihn nicht erst mit Viëtors Pamphlet von 1882 beginnt. Schneegans, der vor der Berufung nach Bonn in Erlangen und Würzburg lehrte, blieb seinem (aus dem Harz stammenden) bayerischen Kollegen Breymann zeitlebens freundschaftlich verbunden. Jedem Leser wird unvergeßlich bleiben, mit welcher Begeisterung der Oberlehrer Dr. Bescke aus Ratzeburg in einem Stück, das Schneegans für den Münchner Neuphilologentag 1906 verfaßt hat, die Buchstaben HB auf Münchner Bierkrügen als die Initialen Breymanns deutet (S. 1136).

die Foerster in Bonn im Wintersemester 1895/96 eingeführt hat, als er „das romanische Seminar in zwei Abteilungen auf[teilte] – eine ‚romanisch-wissenschaftliche‘ Abteilung (die er leitet) und eine ‚neufranzösische Abteilung‘ (die der Lektor versorgt)“ (S. 185)¹⁷. Zu der immer noch oft bestrittenen Möglichkeit einer wissenschaftlichen Ausbildung von Fremdsprachenlehrern in der Landeskunde verweist Schneegans auf die mit dem Studium der Literaturgeschichte verbundenen Möglichkeiten (S. 301, 1118, 1145 f.), aber auch auf die französische *Agrégation d'allemand* (S. 302, 1120). Überraschend (für Kenner auf den zweiten Blick aber um so überzeugender) ist der Vorschlag einer realien- und zugleich kulturkundlichen Ausrichtung des neusprachlichen Unterrichts in Anlehnung an den Wissenschafts- und Bildungsbegriff der Altertumswissenschaft (S. 301, 1115 f., 1119 ff.). Nur ein die fremde Kultur vermittelnder neusprachlicher Unterricht überwinde „törichte[n] Eigendünkel“ und könne zur „Versöhnung der Völker“ und der „Befestigung eines dauernden Friedens unter ihnen“ beitragen (S. 1120, vgl. S. 298 f.). Der Elsässer weiß, wovon er spricht¹⁸.

Das besprochene Werk war als Dokumentation über die Gründung des Bonner Romanischen Seminars geplant (S. 39). Überreiche Funde veränderten seine Ausrichtung. Es soll nun durch die „Präsentation neuer Zeugnisse“ zur Geschichte des Faches den „Weg zu einer fundierteren Selbsteinschätzung der deutschen Romanistik“ ebnen (ebd.). Die Autoren plädieren entschieden für eine „einzelphilologische Spezialisierung, der die romanischen Nationen aus guten Gründen [...] den Vorzug gegeben haben.“ Sonst bleibe die Forschung der deutschen Romanisten unter dem internationalen Standard. Ein Verzicht auf eine einzelphilologische Ausbildung sei auch vor der Zukunft der Studierenden nicht zu vertreten (S. 32). Der Rez. schließt sich dieser Empfehlung, was die Sprachlehrerausbildung angeht, vorbehaltlos an: Man darf die deutschen Italienisch-, Portugiesisch-, Rumänisch- oder Spanischlehrer nicht länger in v. a. für künftige Französischlehrer bestimmten, teilweise gesamtromanisch ausgerichteten Lehrveranstaltungen ausbilden. Diese Lehrer müssen wie die Französischlehrer in erster Linie Spezialisten für die von ihnen zu unterrichtende Sprache und die dieser entsprechenden Kulturen sein und nicht in erster Linie sog. „Romanisten“¹⁹. Dennoch muß vor der Aufgabe einer gesamtromanischen Perspektive in der Ausbildung von Lehrern für romanische Sprachen gewarnt werden. Sie stellt keineswegs nur eine

¹⁷ NB.: Foerster weigerte sich, Diezens Lektorenfunktionen zu übernehmen (S. 184). Vgl. zu seiner Auffassung seiner Aufgabe: „Die romanistischen Professoren in Preussen ... sollen romanische Sprachen wissenschaftlich, d. h. historisch treiben“ (S. 1049).

¹⁸ In der Biographie des bis an sein Lebensende deutsch-national gesinnten Böhmen Foerster (S. 149) spielen der Krieg von 1870/71 und seine psychologischen Folgen in Frankreich keine Rolle. Trotz seiner Herkunft aus dem Habsburger-Reich hängen in seinem Bonner Arbeitszimmer als einziger Wandschmuck nur Bilder von Diez und Bismarck (S. 161). Nach einem Bericht der *Bonner Zeitung* lobte Foerster in einer Kommersrede 1886 an Diez besonders auch, daß er 1813/14 „in den heiligen Kampf“ gegen Frankreich gezogen ist (S. 170). – Statt auf die bei aller Parteilichkeit verdienstvolle Arbeit von Apelt hätte Tappert S. 299 besser auf Tobias Rülcker, *Der Neusprachenunterricht an höheren Schulen*, 1969, verwiesen. – In ihrem Vorwort geben Hirdt u. a. übrigens die bedeutsame Denkschrift von E. R. Curtius zur Gründung eines Frankreich-Instituts an der Universität Bonn (1929) wieder (S. 35 ff.).

¹⁹ Der S. 27 zitierte Satz über die sichere Kenntnis einer romanischen Sprache und eines romanischsprachigen Landes stammt vom Rez., nicht vom Präsidenten des Romanistenverbandes, vgl. S. 67 der genannten Broschüre. Die in letzter Zeit wenig thematisierte Schwierigkeit, zwei neuere Fremdsprachen auf Dauer kompetent zu unterrichten, wird von Foerster und Schneegans, wie von vielen ihrer Zeitgenossen, angesprochen (S. 302, 1051, 1117 f.). – S. 289 kommt in einem Breymann-Zitat auch die physische Belastung des Fremdsprachenlehrers ungewohnt deutlich zur Sprache: Max Walter, zu dessen Musterschule die Neuphilologen von überall her pilgern, ist „nach einem 4-stündigen Unterricht vollständig erschöpft“.

funktionslose „*Appendix vermiformis*“ (S. 28) dar und verdient eher eine Ausweitung denn eine Reduktion: Wer eine der großen romanischen Nationalsprachen lernt, lernt implizit vieles, was die Verfügung über andere romanische Sprachen erleichtert. Es wäre töricht, weiter darauf zu verzichten, diese Kenntnisse den Schülern in einem gewissen Maß systematisch verfügbar zu machen, – natürlich ohne zu verschweigen, was die einzelnen romanischen Sprachen trennt. Die große Tradition des „polyglotten“ Fremdsprachenunterrichts ist seit der Romantik zu Unrecht in Verruf geraten. Ihre Wiederaufnahme bedarf freilich sorgfältiger Planung²⁰. Sie setzt entsprechend ausgebildete Lehrer voraus und erfordert bei den ausbildenden Hochschullehrern eine gesamtromanische Qualifikation, die über dem liegt, was in den letzten Jahrzehnten für den Erwerb einer Lehrbefähigung in romanischer Philologie im allgemeinen gefordert wurde. Der gemeinsame Ursprung der romanischen Sprachen in der „mit unserer Cultur noch immer verflochtenen lateinischen“ (Diez, vgl. S. 7, 115) erleichtert die Umsetzung dieses Vorschlags. Selbst wer nie Lateinunterricht hatte, kennt aus dem Deutschen und Englischen zahllose lateinische Ausdrücke, die den gleichzeitigen Unterricht mehrerer romanischer Sprachen vereinfachen. Ein weiteres wichtiges Argument für eine gesamtromanische Perspektive bei der Beschäftigung mit einzelnen romanischen Sprachen und Kulturen ergibt sich für den Rez. aus dem Zusammengehörigkeitsgefühl der romanischen Nationen, als dessen objektives Korrelat eine gewisse kulturelle Einheit dieser Nationen kaum bestritten werden kann. Die „*unité latine*“ ist freilich weit schwerer zu fassen als die synchronische Einheit der romanischen Sprachen. Zudem besteht die Gefahr des Mißbrauchs, wann immer sie beschworen wird. Das mag erklären, daß sie in der deutschen Romanistik nie recht ernst genommen wurde und auch in dem besprochenen Werk nur nebenbei erwähnt wird (S. 171). Eine rigorose Aufspaltung der Romanistik in Einzelphilologien würde sie zu Unrecht ganz aus dem Blick kommen lassen. *Esiste la latinità*.

Augsburg, im Juni 1995

Fritz Abel

²⁰ Bei Hirdt u. a. klingt oft noch die Vorstellung der Reformbewegung an, die Planung und Analyse des Fremdsprachenunterrichts und die Ausbildung der Lehrer habe es v. a. mit Fragen der Unterrichtsmethodik zu tun. Viel wichtiger und keineswegs einfacher ist die angemessene Auswahl dessen, was unterrichtet werden soll. Eine Sprache ist ja kein Ding, das man in die Hand nehmen und als Ganzes weitergeben kann. Die Arbeit von K.-H. Eggensperger, *Die Verballexion im Französischunterricht*, 1993, zeigt deutlich, wie mangelhaft Lehrpläne und Lehrwerke oft auch wichtige Gegenstände des Unterrichts bestimmen. Das gilt auch für die Landeskunde.